

Vor fünfzig Jahren / Anmerkungen zum Thema Arbeiter und Bibliothek

Rudolf Joerden

Folgende Erinnerungen sind ohne Nutzen für die gegenwärtige Praxis. Die sozialpolitische Lage und der Charakter der Büchereiarbeit haben sich so grundlegend geändert, daß kaum ein Vergleich zwischen damals und heute möglich ist, geschweige denn eine Nutzenanwendung aus einem solchen Vergleich. Das geschilderte Beispiel ist eine Variante sonstiger Versuche der zwanziger Jahre, auf die soziale Situation mit den Mitteln der Büchereien zu reagieren. Aber dieser gesamte Akzent bibliothekarischer Vergangenheit wird ohnehin leicht übersehen. Vielleicht könnte seine Vergegenwärtigung, wenn auch nur eines individuellen Falles, auch auf perennierende Grundmuster aufmerksam machen.

Zweigstelle Grabow – der nüchterne Name war Musik in meinen Ohren, und seltsam genug hat diese verzaubernde Wirkung auch in der Erinnerung nach fünf Jahrzehnten nichts an Kraft verloren. Als ich später einmal einem alten Stettiner von jener Zeit erzählte, bemerkte er ungerührt, da hätte ich mir ausgerechnet das scheußlichste Quartier als Wirkungsfeld erkoren. Normalerweise kannte ein An-sässiger diesen Teil seiner Stadt nur von der Durchfahrt zum Ausflugsort Gotzlow über der Oder, damals selbstverständlich mit der Straßenbahn, in jeder der diversen Kurven Kurven diabolisch quietschend. Gleich hinter der Kurve am Ende des Stadtparks und der gutbürgerlichen Etagenwohnungen drängten sich die Charakteristika Grabows ins Gesichtsfeld: schmutzige Fassaden und graue ungepflegte Fenster, fast jedes vierte Haus mit der verführerischen Aufschrift »Destille«, verhärmte Frauen mit Umschlagtüchern statt Mantel, die Männer blaß und finster, Rockkragen hochgeschlagen, abgetragene Schiffermütze, Schaftstiefel unter blauen Hosen. Es ist vielleicht blamabel, eingestehen zu müssen, daß wir jungen unausgegorenen Kollegen über den Kern der Stadt mit der »Paradeplatz« genannten Hauptstraße, der protzigen Garnisonkirche, den friedericianischen Resten, der Wilhelmischen Hakenterrasse, den Alleen und prosaischen Bürgerstraßen snobistisch-überlegen zu spötteln liebten – an Grabow verlor ich mein Herz, nicht wegen seiner sozusagen nicht vorhandenen Architektur, sondern wegen der Menschen, die ich dort kennenlernte.

Ackerknecht – sein Gegenüber nur selten und dann meist freundlich ansehend und überwiegend selbst redend, Assoziationen und Reflektionen ironisch-selbstironisch, untermischt mit lautem Lachen, abspulend – blieb uns rätselhaft in seiner Sicherheit, mit der er bei jedem Praktikanten und jedem »wissenschaftlichen Hilfsarbeiter« (vgl. Handbuch des Büchereiwesens I, 863) den produktiven Punkt herausfand und diese etwaige Produktivität für das facettenreiche Gebilde »Stadtbücherei« nutzbar zu machen verstand. Daß mir nach wenigen Monaten Lehrzeit die Verwaltung einer im Entstehen begriffenen Zweigstelle übertragen wurde, war der verwegenen Meinung des Chefs zu danken, daß es keine bessere Ausbildung gäbe als eigene Erfahrung, in fachlich-technischer Hinsicht und nicht zuletzt zur Abschleifung akademischer Illusionen, deren er mich sehr verdächtig fand. Diesen Schubs ins Wasser, wo es nach allgemeiner Meinung am kältesten war, empfand ich als Glücksfall sondergleichen: behagliches und zufriedenes Bürgertum kannte ich aus meiner Vaterstadt Göttingen zur Genüge, Industriearbeiter und ihre Familien fast nur aus der Ferne, vom Hörensagen.

Gegenüber: das Arbeitsamt

Die Zweigstelle Grabow war die erste des sich langsam ausdehnenden Stettiner Büchereisystems, die im Zentrum einer proletarischen Wohngegend angesiedelt wurde. Nichts lag ferner als der Gedanke eines eigens zu errichtenden Gebäudes. Der eine Eingang in das wohl ehemalige Schulhaus führte in die Bücherei, der andere in einen quirligen Kindergarten – ein Salut des Dankes für die charmante Gärtnerin, die mit ihrem Gefolge morgens und nachmittags (»dreimal drei ist neuheune seht doch wie ichs meiheine«) die Tristesse vor den schwarz geteerten Brandmauern der Nachbarhäuser aufzuhellen wußte. Das Pendant gegenüber war das Arbeitsamt. Wenn ich morgens den Platz überquerte, mußte ich die Grüppchen von Männern umsegeln, die vor oder nach dem »Stempeln« herumlungerten und die Hände bis an die Ellbogen in den Hosentaschen, ernst, traurig, lustlos blickten. Ob es gelingen würde, Fuß zu fassen? hatte eine Bücherei in diesem Milieu und in dieser Situation irgendeinen Sinn? gab es besondere Forderungen an den Bibliothekar?

Um keine falsche Vorstellungen aufkommen zu lassen: mit Augen von heute gesehen hatte die Zweigstelle Grabow etwas Puppenstuben-haftes, »german-like«, wie man im Ausland noch vor wenigen Jahren gern sagte. Aber mit ihr wurde doch, noch unsicher tastend, versucht, für eine solche Einrichtung ein Paradigma zu

Dr. Rudolf Joerden (Jahrgang 1901) lebt in Hamburg, wo er von 1938 bis 1966 Direktor der Hamburger Öffentlichen Bücherhallen war (Unterbrechung durch fünf Jahre Kriegsdienst). Nach der Promotion 1925 arbeitete er zunächst als Bibliothekar, unter anderem bei Erwin Ackerknecht in Stettin, also in einer bibliotheksgeschichtlich markanten Periode, über die der Autor in diesem Beitrag berichtet. Weitere Stationen seines beruflichen Wirkens waren (bis zur Übernahme der Leitung der Hamburger Öffentlichen Bücherhallen 1938) die Arbeit als Universitäts-Assistent, als Hochschuldozent und als Lehrer an Volkshochschulen.

schaffen (vgl. Handbuch des Büchereiwesens I, 1152): zwei Räume mit je etwa dreißig Quadratmeter, Ausleihe plus Magazin – Lesesaal. Beim Eintreten sah der Leser den Bibliothekar hinter einer Theke und vor dem Magazin für etwa 2500 Bände agieren. Eine Türöffnung lud ihn ein zum Betreten des Lesesaals mit zwanzig Sitzplätzen (»Banktische«, Ackerknechts asketische Liebhaberei, umzuwandeln in doppelt so viele Hörerplätze), eine kleine Nachschlageabteilung mit Brockhaus als Glanzstück, die wichtigsten Tageszeitungen und unter den wenigen Zeitschriften die ungewöhnlich gekonnte kommunistische »Arbeiter-Illustrierte«. Durch ein Fenster der Zwischenwand sollte der Bibliothekar »im Auge behalten«, was sich drüben abspielte, ein schnell aufgegebener Sport, denn es spielte sich drüben nichts ab. Warum dieses Lesesaal-Angebot zur Information von den Büchereibenutzern negiert wurde, wäre ein interessantes Spezialthema mit historischen Perspektiven nicht nur bibliothekarischer Provenienz. Es war ein »Einmannbetrieb« im Sinn des Wortes. Neue Bücher kamen von der Zentralverwaltung mit allen Karten und fertig signiert, aber im übrigen hatte der Verwalter alle Arbeiten allein zu bewältigen, Buchpflege inclusive Schildchen-kleben und -beschriften, Einstellen der Bücher, Statistik, Mahnungen et cetera, in erster Linie aber an zwei Wochentagen von 11 bis 12, und an sechs Wochentagen von 17 bis 20 Uhr Ausleihe.

Man war ganz hübsch angebunden und recht beschränkt in der Ausnützung der lukullischen Genüsse des städtischen Lebens, Theater, Konzert, Flanieren. Was aber in den Stunden der Ausleihe erlebt wurde, war so abwechslungsreich und alarmierend, daß jedes Gefühl von Entsagung – jene von Kulturpolitikern zur Ab-

deckung ihres schlechten Gewissens auf festlichen Kongressen so gern hochgepriesene fatale Tugend – ganz absurd gewesen wäre. Leider sind mir keine Zahlenunterlagen mehr verfügbar. Nach meiner Erinnerung war es eine seltene Sensation, wenn die Tagesausleihe mehr als 200 Bände betrug. Kinder erschienen überhaupt nicht, sie waren als »Leser« noch gar nicht richtig entdeckt. Und eine Arbeiterfrau als Benutzerin der Bücherei? In diesem Elendsquartier war es offensichtlich eine abwegige Vorstellung. Aus welchen Gründen auch immer wurden Frauen bei Erscheinen ein Gegenstand unverhohlen mißtrauischen Anstarrens, meist waren wir Männer unter uns.

Welch Wolkenhimmel ideologischen Krimskrams in jenen Jahrzehnten unseres Berufs produziert wurde, ist bekannt – die Ideologie zur Begründung der Ausleihebeschränkung war nichts als Kaschierung eines materiellen Notstandes: jeder Leser konnte gleichzeitig zwei Bücher entleihen, darunter ein Roman. Aber selbst hier hatte die Quantität eine qualitative Komponente: weit entfernt davon, dem »lesenden Arbeiter« partout Vorliebe für die sogenannte Schöne Literatur suggerieren zu wollen, bauten die Bibliothekare Bremsklötze bei der Entleihung von Romanen ein, um ihre Abteilungen »Belehrung« wenigstens in bescheidenem Umfang an den Mann zu bringen. Daß sie dann doch nachgiebig diese Abteilungen möglichst in Richtung Belletristik – Reisebeschreibungen, Biographien, Autobiographien, Briefe, Historie – ausbauten, wer möchte es ihnen verdenken? Regale mit nach Metern zu zählender unbenutzter Sachliteratur, die bald darauf überall zu konstatierenden Fehlinvestitionen, waren Ergebnisse politischer, nicht aber bibliothekarischer Überlegungen, und das uns heute längst geläufige wissenschaftliche Zeitalter lag noch in weiter Ferne. Bei der damaligen Organisation der Ausleihe – Theke mit Absenz- und Präsenzapparat, Magazin in Griffnähe – verließ kein Buch das Haus, das nicht durch die Hand des Bibliothekars gegangen wäre. Nach wenigen Wochen kannte er seine Leserschaft, im Zweifelsfall genügte ein Blick ins Leserheft mit Verfassern und Titeln, um ein literarisches Gespräch zu beginnen und eine »Beratung« zu starten, ein Gespräch, dem die wartenden Leser mit Geduld und nicht selten profitlichem Interesse zuhörten.

»Was hältst Du von der Sache?«

Ein idyllischer Zustand also! Große Erfolgszahlen galten nichts, waren verdächtig oder gar anrühlich, alles lag am individualisierenden bildenden »fruchtbaren Moment«, in dem man sich auf relativ schmalen Gebiet »schöner« literarischer Erzeugnisse genüßlich mit anderen ergehen konnte – die materiellen Probleme des Tages bewußt ausgegrenzt? Wenn nicht jene Gruppe alles andere als betulich eingestellter Männer gewesen wäre, die auf unverbindliche Empfehlungen pfeifen und mit skeptischem Blick den Bibliothekar fragten: was hältst Du von der Sache? Wenn er ein Urteil hatte, mußte er *coram publico* mit ihm herausrücken – wenn nicht, mußte er beim nächsten Erscheinen dieses Lesers sich eines gebildet haben. Hier klangen die Autorennamen nach einem Programm, das mit dem Begriff Bildung kaum in Deckung zu bringen gewesen wäre: Bredel und Seghers, Aakjaer und Andersen-Nexö, Zola und Dos Passos, Sinclair und Neruda, Tolstoi, Gorki und Fadejew, und wenn es Theoretiker sein sollten weniger Marx als Kropotkin, Lenin oder Sun Yat-sen. Eine Belletristik besonderer Art also, von Zweiflern »unschöne« Literatur genannt, als Medium politischer Lernprozesse. Die Zahl dieser Aktivisten war nicht groß, jene Minderheit, für welche Brecht so hinter-sinnig wie hinterlistig den Terminus »volkstümlich« usurpieren wollte (Werkausgabe 1967, 19, S. 325).

Sie waren unschwer an den in Mode kommenden Abzeichen am Rockaufschlag zu erkennen, die drei Pfeile des Reichsbanners, die geballte Faust der Kommunisten,

das zerbrochene Gewehr der Anarchisten. Sie waren eine Minderheit, aber als entschlossene Leute eine sehr beredame, es verging kein Tag, an dem der Bibliothekar nicht ein paarmal hätte konzentriert Rede und Antwort stehen müssen, Leuten gegenüber, die nicht theoretisieren, sondern »existentiell« diskutieren wollten, brennend auf den Moment des Handelns. Sie waren geprägt durch drei Faktoren: eine »utopische«, das heißt auf Systemveränderung zielende Zukunftshoffnung, gesunder Menschenverstand mit nüchternem Kalkül für das Mögliche, Bereitschaft zur Aktion – eine rasante Mischung, angesichts derer der gerade flügel werdende Student mit seinem Latein nur zu schnell ans Ende kam.

Die Gespräche »an der Theke« waren so eindrucksvoll, daß es nahe lag, ihren Extrakt und ihren durch Wochen und Monate sich entwickelnden Gang festzuhalten: ein Ausleihprotokoll über eine ausgesuchte Gruppe von Lesern, das neben Titel und ihren Reaktionen auch die anschließende Diskussion festhielt, in viel bescheidenerem Maß etwas Ähnliches, wie jenes in Dresden-Plauen von *Walther Hofmann* »zur Psychologie des Proletariats« notierte Ausleihergebnis, das schon fünfzehn Jahre früher im Volksbildungsarchiv veröffentlicht war. Die von mir privat geführten, ungeniert mit Namensnennung versehenen Unterlagen über Lektüre-Urteile ausgeprägt revolutionärer, zum Drastischen neigender Leser vernichtete ich schleunigst bei Nahen des Dritten Reiches.

Dienst an der Wahrheit

Der Bibliothekar konnte in dieser Situation nicht nur neutraler Vermittler sein, Protokollant, »Buch-Halter«, aber welche Rolle hatte er zu spielen? Eine Beantwortung dieser mich quälenden Frage wurde mir nicht zuletzt von meinem Intimus unter den Lesern abverlangt, wenn er kurz vor Dienstschluß abends, frisch nach Kernseife duftend und immer gut gelaunt, in der Bücherei erschien, um noch »ein Stündchen« ungestört zu plaudern: wie fühlen Sie sich unter uns? was erwarten Sie von sich? Ich antwortete mit der damals von »*Hohenrodt*« wieder in Erinnerung gerufenen These, daß es im Streit der Meinungen Leute geben müsse, die – Parteiläufer, was die Problemlage als Ganzes betreffe – sich in der so leicht in Vergessenheit geratenden sokratischen Hebammenkunst zu bewähren suchten: auf klare Aussagen drängen, Widersprüche aufdecken, dadurch die Diskussion versachlichen, den Fundus der Argumente sichern, die politische Überzeugung des Gegenüber zum Ansatz nehmen. Das sei ein Dienst an der Wahrheit, und Wahrheit sei ein erstes, immer gefährdetes, leicht zerflatterndes Band der Gemeinsamkeit. Unsere Gespräche waren freilich weniger formelhaft, mein Partner exemplifizierte gern bildkräftig mit Erlebnissen in den Tagen 1918, als er am Brandenburger Tor ein Maschinengewehr bediente, und mit Reminiszenzen an die immer wieder aufgenommene Lektüre seines Lieblingsautors – Theodor Fontane. In den Streitgesprächen kam unversehens und doch ganz konsequent die Frage auf, warum bereden wir das *allein*? Erproben wir doch die gerühmte Hebammenkunst, hält sie Stand oder ist sie ein Windei?

Debattierclub / Toller, Fontane und »DiaMat«

Ein Rundschreiben ging an etwa dreißig der von der Ausleihe her als wach bekannten Leser, wir wollten einen literarischen Debattierclub gründen und zunächst Tollers »Maschinenstürmer« und Werfels »Juarez und Maximilian« gemeinsam lesen. Es wurde von 25 mit Erscheinen – zum angegebenen Tag abends nach Schluß der Ausleihe – beantwortet. Vielleicht hätte es zweckvollere Texte gegeben, vor allem der Österreicher machte mit seiner Lust an Fremdwörtern erhebliche Interpretationen unumgänglich. Aber diese Anfangsschwierigkeiten verhinderten nicht,

daß der Club drei Jahre zusammen blieb. Nur die drei Anarchisten, durch Freundlichkeit und Ordentlichkeit auffallende Männer, baten nach wenigen Abenden um eine Extraunterredung, und auf einem mehrstündigen Gang durch die Straßen in nächtlicher Einsamkeit erklärten sie, ihre Teilnahme sei zwecklos, weil eine Verständigung unmöglich: alle Begriffe hätten für sie einen anderen Inhalt als für die übrigen. Mit Bedauern gab ich resignierend nach, die Grenze des Verstehens war erreicht und nicht zu überschreiten. Wir trennten uns weit nach Mitternacht, wenn sie in der Ausleihe erschienen, zwinkerten wir uns zu wie Leute, die zusammen Pferde gestohlen haben.

Überraschend war vor allem, daß die anderen ungeniert in das für sie recht ungewohnte Element einstiegen. Sie meldeten sich ohne Scheu zum Lesen mit verteilten Rollen, machten markige Zwischenrufe und äußerten ihre Meinung. Wortführer war an erster Stelle der schon erwähnte Freund Fontanes, SPD (linker Flügel), ein robuster Mann mit schwarzen buschigen Augenbrauen und dunklem klugen Blick, Karl Kahlbaum, mit ihm korrespondierte ich noch nach dem Kriege. Wie es den anderen ergangen sein mag, darüber scheut man jedes Grübeln. Neben ihm der etwa dreißig Jahre alte, also etwa zehn Jahre jüngere Zastrow. Er gehörte zur »Kommunistischen Arbeiterpartei«, einer in Hafenstädten nicht erfolglosen radikalen Splittergruppe, für die Lenin ein Reaktionär war, heute würde er sich wohl zu den Maoisten rechnen. Man sagte, wegen ihrer Widerborstigkeit hätten diese Leute es am schwersten, in der Zeit der chronischen Arbeitslosigkeit auch nur gelegentlich Arbeit zu finden, sie waren entsprechend erschreckend abgebrannt. Wenn der Schwung der Diskussion einmal ausblieb – auf den bedächtig klaren Kahlbaum und den radikal hitzigen Zastrow mit seinem »indianischen Profil« war immer Verlaß, was nicht heißt, daß sie füreinander mehr als »Genossenschaft« empfanden, sie behandelten einander achtungsvoll und kühl wie Exponenten fremder Mächte.

Als im zweiten Winter »auf allgemeinen Wunsch« eine Arbeitsgemeinschaft unter dem Thema »Sittlichkeit des Sozialismus«, nun offiziell als Reihe der Stettiner Volkshochschule angezeigt, ablief, brachte Zastrow überraschend zum Thema »dialektischer Materialismus« einen jungen Mann mit, der sich hinterher als Sekretär der KA zu erkennen gab. In ihrer Berliner Zentrale hatte er gerade das Diskutieren gelernt, in jener Paukmanier, die jedes Argument voraussieht und zu jedem Gegenargument das Gegen-Gegenargument parat hat. Das bald zum Gaudium des ganzen Vereins von ihm und mir ausschließlich bestrittene Streitgespräch endete unentschieden – »wie Luther und Eck«, bemerkte Kahlbaum sarkastisch.

Aus dem Gesagten dürfte deutlich sein, daß es gelang, die verfeindeten und von diametral entgegengesetzten Utopien voreingenommenen Männer, denen »nur« die Not gemeinsam war, auf dem neutralen Boden der Bücherei um unseren nüchternsachlichen Tisch der Zweigstelle Grabow zusammensetzen und zu sachlicher Aussprache zu bringen. Man grüßte sich auf der Straße, gab sich die Hand oder klopfte beim Eintritt mit dem Fingerknöchel auf den Tisch, und wenn man schon seine Meinung nicht änderte, an Klarheit und Reichtum der Gedankenmasse machte man unverkennbare Fortschritte. Ohne sektiererische oder ideologische Gemeinsamkeit wurden diese Menschen zusammengehalten durch die seit Sokrates in ihrer bindenden Kraft erkannte, gemeinsame Suche nach Wahrheit.

Durch Vermittlung Ackerknechts erschien eines Mittags während der Ausleihe ein mittelgroßer, gedrungenener, schwerer Mann mit blonden Haaren und blauen Augen, um sich in die Gespräche zu mischen und Lachen zu verbreiten: Martin Andersen-Nexö. Allen war er durch seine Bücher bekannt. Aber selbst die Passanten auf der Straße, ohne Ahnung wer es sein könnte, grüßten ihn freundlich, und kleine Kinder ließen ihr Spielzeug im Stich, um ihm die Hand zu geben. Auf den Straßen Grabows – ein Dichter! Noch dazu einer der bis heute ganz wenigen, die für die Pro-

bleme der Büchereien und die Arbeit der Bibliothekare ein unmittelbares Interesse aufzubringen vermögen.

So ernsthaft und vielleicht sogar anmaßend das klingt und so ernsthaft es gemeint war, ein »Club« kannte auch das entspannende Ausleben, mehrfach vergnüglich praktiziert in sonntäglichen Wanderungen. Dabei brachten mich diese jedenfalls für Bürger nicht wenig verdächtig scheinenden Figuren aus dem Hafenmilieu manchmal in einige Verlegenheit, wenn sie – kaum aus dem Zug heraus – ihre Stiefel an den Bändern zusammengebunden über die Schulter geworfen barfuß wie Handwerksburschen singend und pfeifend durch Felder und Wälder marschierten, aber auch durch Dörfer mit mißtrauisch und verständnislos blickenden Bauersleuten und vorbei an ländlichen Ausflugslokalen mit feinen Stadtleuten, die erstarrt herübersahen als seien wir Sendboten der kommenden Revolution – keine ganz abwegige Vorstellung, nur daß die »deutsche Revolution« dann ein sehr anderes Gesicht zur Schau stellte.

Arbeiterbibliothek und Öffentliche Bibliothek Zur Geschichte ihrer Beziehung von der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bis 1933

Peter Vodosek

Vorbemerkungen

Ein Beitrag zum Thema »Arbeiterbibliothek und Öffentliche Bibliothek« ist in vielfacher Hinsicht ein gewagtes Unternehmen. Selbst wenn man davon absieht, den Begriff des Arbeiters zu definieren, bleibt immer noch ein weites, in sich zusammenhängendes Feld, aus dem Detailfragen kaum herauszulösen sind. Der methodisch sauberste Weg müßte von einer Geschichte der Arbeiterbewegung zu einer Geschichte der Arbeiterbildung und von dort zu einem Kapitel »Arbeiter und Bibliothek« führen. Was hier geboten werden kann, ist nicht mehr als ein Anstoß zu einer gründlicheren Beschäftigung mit dem Problem, das endlich aus der Sphäre unbewiesener Behauptungen und emotional bedingter Vorurteile entfernt werden sollte ¹.

Nicht weniger schwierig ist die Quellsituation, da sich zahlreiche Beiträge in kaum mehr greifbaren Jahresberichten, Jahrbüchern, Broschüren und Zeitschriften finden. Ohne die Hilfe einer Einrichtung wie des »Instituts für Deutsche und Ausländische Arbeiterliteratur« in Dortmund wären Untersuchungen wie die vorliegende kaum möglich.

Der letzte und heikelste Punkt ist schließlich der ideologische:

- Da das Spannungsfeld Arbeiterbibliothek – Öffentliche Bibliothek je nach politischer und weltanschaulicher Einstellung unterschiedlich beurteilt wird,
- da sich selbst Arbeiterbibliothekare vielfach über Ziel und Methoden ihrer Arbeit im unklaren waren,

¹ Eine eingehendere Untersuchung des Verfassers zum Thema erscheint im Rahmen der »Schriftenreihe der Bibliothekar-Lehrinstitute. Reihe B«. Sie ist aus einschlägigen Seminaren an der Fachhochschule für Bibliothekswesen Stuttgart hervorgegangen. Was hier nur schlagwortartig angedeutet werden kann, ist dort durch ausführliche Quellenzitate belegt.